

«Es tut gut zu vergessen. Wichtige Erinnerungen sind geblieben»



Anna Zenhäusern-Imesch war in ihren Kinder- und Jugendjahren oft fort von zu Hause. Trotzdem ist sie mit Bürcchen tief verwurzelt. Bild: pomona.media/Alain Amherd

Perrine Andereggen

Wer sind wir? Was ist unsere Identität? Diese Fragen besprechen wir in einer Serie mit unterschiedlichsten Menschen. Die Bürcnerin Anna Zenhäusern-Imesch hat mehr als 100 Jahre Walliser Leben hinter sich. Es war arbeitsreich, ergeben und heute unvorstellbar.

Anna Zenhäusern-Imesch, Sie sind 100 Jahre alt. Eine verrückte Zahl. Auch für Sie?

Ich weiss auch nicht, wie es so weit kommen konnte. (lacht) Ich habe eher damit gerechnet, 85 zu werden und dass danach Schluss ist.

15 Jahre sind aber noch dazugekommen.

Jesses ja! Ich fühle mich aber jünger als 100. Obwohl mein Gehör nachgelassen hat und ich jetzt vieles vergesse. Einiges vergesse ich gerne. (lacht) Die wichtigen Erinnerungen sind geblieben.

Bald feiern Sie Ihren 101. Geburtstag. Doch es ist nicht ganz klar, an welchem Tag Sie geboren sind. Wie kam das?

Ich selbst kann es ja nicht wissen. Auf einer Urkunde steht der 19. August 1920, auf einem anderen Dokument der 29. August. Als GratulantIn zu meinem 100. Geburtstag sagte mir Staatsrätin Esther Waeber-Kalbermatten im letzten Jahr, dass beim Kanton in Sitten der 19. August notiert sei. An diesem Datum halte ich nun fest.

Sie sind damals in einer auf Selbstversorgung ausgelegten Bergbauernfamilie gross geworden. Ihre Kinder- und Jugendjahre waren von einem bäuerlichen Alltag geprägt.

Im Winterhalbjahr gingen die Kinder zur Schule, in den Sommermonaten halfen wir in der Landwirtschaft. Ich erinnere mich noch an meinen ersten Sommer als Hirtin im Rarner Turtig. Dorthin musste ich nach dem dritten Schuljahr. Ich lebte bei einer Familie in Raron. Alleine hütete ich tagsüber auf den Matten im Turtig die Kühe. Mit einer Rute lief ich dem Vieh hinterher. Erst im Herbst kam ich dann wieder nach Bürchen zurück.

Wie alt waren Sie damals?

Vielleicht zehn Jahre alt. So genau weiss ich das nicht mehr.

Als junges Mädchen ganz auf sich gestellt, fernab von der Familie, dem grosse Verantwortung übertragen wird. Heute nicht mehr vorstellbar. Hatten Sie Heimweh?

Heimweh hatte ich nur auf dem Weg von Bürchen nach Raron, in der Wandfluh, als ich gehen musste.

Sie mussten schon früh von zu Hause fort. Waren nicht nur Hirtin in Raron, sondern auch Kindermädchen in Leuk. Mochten Sie diese auswärtigen Arbeiten?

Ich tat sie einfach. Schickte mich darin. Ich kannte ja nichts anderes. Erst als ich zwanzig Jahre alt war, verbrachte ich wieder einmal einen Sommer daheim.

Sich dagegen aufzulehnen, immer wieder fortgehen zu müssen, kam wohl nicht infrage?

Nein, sicher nicht. So war es damals halt in vielen Familien üblich. Mann musste annehmen, was kam. Man hat nicht widersprochen. Weder den Eltern noch Lehrer und Pfarrer.

Wurden Sie damals für Ihre Anstellungen bezahlt?

In den ersten Jahren gab es kein Geld. Vielleicht einmal ein paar neue Schuhe oder eine Schürze. Erst später, nach der Schule, habe ich Lohn erhalten. Ich arbeitete als Küchenhilfe oder als Zimmermädchen in verschiedenen Hotelbetrieben, fand Arbeit in Klosters, Interlaken oder Gletsch. Als 1939 der Zweite Weltkrieg begann, kam ich für zweieinhalb Jahre in das Haus einer wohlhabenden Frau nach Basel.

Sie waren bei Kriegsbeginn 19 Jahre alt. Wären Sie in diesen unsicheren Zeiten nicht lieber zu Hause bei Ihrer Familie geblieben?

Es blieb mir nichts anderes übrig. Ich musste Geld verdienen, um es meiner Mutter zurück ins Wallis zu schicken. Unser Vater starb früh. Meine Geschwister und ich sorgten nach seinem Tod für ein Einkommen.

Von Bürchen nach Basel, damals eine Weltreise. Haben Sie das Wallis vermisst?

In Basel fehlten mir die Berge. Ich kam immer gerne nach Hause zurück. Musste ich

wieder gehen, flossen Tränen. Meistens nachdem der Zug diesseits des Lötschbergtunnels wieder ins Freie fuhr.

Wie haben Sie die Kriegsjahre zuerst in Basel und später im Wallis erlebt?

Die Menschen hatten Angst. Wir wussten nicht, was passiert, waren kaum informiert. Lebensmittel wurden rationiert, Marken verteilt. Bei Fliegeralarm haben wir die Fenster mit Vorhängen verdunkelt. In Basel flüchteten wir oft in den Luftschutzkeller. Viele Bürchner Männer wurden zum Militärdienst eingezogen. Weil sie oft monatelang auf dem Simplonpass an der schweizerisch-italienischen Grenze stationiert waren, mussten die zurückgebliebenen Frauen alle Arbeiten in der Landwirtschaft übernehmen. Es hatte fast keine Männer mehr im Dorf.

Wie sind die Frauen mit dieser Situation umgegangen?

Sie haben sich gegenseitig unterstützt, einander bei der Arbeit ausgeholfen. Die Frauen sind während der Kriegsjahre näher zusammengedrückt. Per Briefpost hielten sie Kontakt mit ihren Männern.

Ihr älterer Bruder und Ihr späterer Ehemann waren auch am Simplon stationiert. Von welchen Geschehnissen an der Grenze haben die beiden berichtet?

Sie durften nicht darüber reden. Sie erzählten uns nicht, was an der Grenze passierte.

Trotz der Kriegswirren haben Sie 1943 geheiratet.

Die Hochzeit war klein und einfach. Wir feierten in der Stube meines Elternhauses mit den nächsten Verwandten. Danach leistete mein Mann wieder Militärdienst. Bis 1945, bis Kriegsende. Die Freude darüber und über die Rückkehr der Männer nach Bürchen war gross. Im Dorf läuteten damals die Kirchenglocken. Das Ende wurde durch die Gemeinde verkündet. Ein ziemliches Hallo. (lacht) Aber nur langsam stellte sich danach wieder ein normales Leben ein. Arbeit gab es zwar genug, nur das Geld fehlte.

Wovon lebten die Familien?

Von der Landwirtschaft. Wir waren Selbstversorger. Wer ein, zwei Kühe hatte, hatte Käse. Und fast jede Familie hielt sich ein paar Schweine. Es fehlte das Geld, um sich viel kaufen zu können. Im Dorfladen gab es nur das Nötigste: Zucker, Salz. Wir pflanzten Korn, um es später zu mahlen und vom Bäcker zu Roggenbrot verarbeiten zu lassen. Die Brotlaibe lagerten auf dem Dachboden. Oft wurden sie steinhart. (lacht) Nur am Sonntag gab es Weissbrot. Ein Mann holte es in zwei Säcken mit seinem Maultier in Visp. Weissbrot war begehrt und immer schnell gegessen. Weil unsere Familie 16 Jahre lang die Güter der Gemeinde bewirtschaftete, hatten wir auch den Gemeindestier zu halten. Der Umgang mit dem grossen Tier war für eine Frau nicht einfach.

Waren die Wanderjahre für Sie nach der Eheschliessung beendet?

Seither habe ich Bürchen nicht mehr verlassen. Hier habe ich 13 Kinder auf die Welt gebracht. Zwei davon, ein Zwillingsspaar, wurden tot geboren. Eine Frühgeburt im fünften Monat. Zwei weitere Kinder starben noch im Säuglingsalter. Sie waren krank. Wir waren

Bergbauern und mussten uns unseren Lebensunterhalt hart verdienen. Wir kannten keine Ferien, unternahmen keine Reisen. Und jetzt, in meinem Alter, bin ich sowieso am liebsten zu Hause. Ich habe immer gerne in Bürchen gelebt. Ich wusste noch, wo mein Zuhause war. Es zu verlassen war undenkbar. Heutzutage ist das alles ganz anders.

Inwiefern?

Kaum tauchen Probleme auf, rennen die Leute davon. Ein grosses Durcheinander auf dieser Welt. Das finde ich traurig. Ehepaare sollten sich wieder mehr die Treue halten, nicht so schnell aufgeben. Man muss auch verzeihen können.

Sie haben den Weg in der Wandfluh angesprochen, den Sie nutzten, um nach Raron zu kommen. Viele Jahre war der Fussweg die einzige Verbindung zwischen Bürchen und dem Zendenhauptort im Talgrund. Welche Veränderungen brachte der Bau der Strasse nach Visp?

Die Strasse zwischen Bürchen und Visp wurde 1932 gebaut. Davor nutzten die Bürchner immer den Fussweg in der Wandfluh. Ein steiler Weg. Man musste vorsichtig sein. Wir hatten guten Kontakt mit Raron. Seit dem Bau der Strasse orientieren sich die Bürchner viel mehr Richtung Visp. Die Verbindung zu Raron wurde schwächer.

Kamen mit der Strasse auch die ersten Touristen ins Dorf?

Zuerst kamen die Visper herauf. Sie machten in den Stuben auf den Weiden oberhalb des Dorfs Ferien. Das kannten die Einheimischen nicht. Danach wurden dort die ersten Chalets gebaut. Verrückt...

Was finden Sie an dieser Entwicklung verrückt?

Die vielen Chalets ob Bürchen. Ich finde, es sind zu viele. Das Dorf hat sich mit den Touristen stark verändert. Manches zum Guten, anderes zum Schlechten. Fliessendes Wasser und elektrisches Licht erleichterten den Alltag enorm. Zwei Bürchner schafften sich die ersten Radios an. Ein grosser Fortschritt. Auch als damals in den 1940er-Jahren die AHV eingeführt wurde. Ein grosses Glück. Nachdem wir die Landwirtschaft aufgegeben hatten, reinigte ich zusammen mit einer meiner Töchter einige Jahre die Feriehäuser in Bürchen. Mit dem Verdienst und der AHV wurden die Geldsorgen dann weniger.

Sie haben die Einführung der AHV erwähnt. War für Sie die Einführung des Frauenstimmrechts in der Schweiz vor 50 Jahren ähnlich wichtig?

Ich war damals 49 Jahre alt. Die Einführung des Frauenstimmrechts hat mich aber nur wenig beschäftigt.

Haben Sie nach dessen Einführung von Ihren neuen Rechten als Frau Gebrauch gemacht?

Bei Wahlen und Abstimmungen ging ich an die Urne. Man tat wie alle anderen auch.

Was gefällt Ihnen an Ihrem Dorf Bürchen?

Die wunderbare Aussicht. Ich könnte nicht im Grund eines engen Seitentals wohnen. Dort wäre es mir zu eng. Ich bin die Felsen nicht gewohnt. Ich brauche die Weite.

Seit bald zwei Jahren haben die Menschen auf der ganzen Welt mit dem Coronavirus zu kämpfen. Wie erleben Sie die Pandemie?

Wir kannten die Grippe. Sie kam jedes Jahr. Dass aber plötzlich die ganze Welt erkrankt, habe ich in all meinen Lebensjahren noch nicht erlebt. Als 100-Jährige wurde ich schon früh geimpft. Der Arzt sagte, dass ich zu den älteren Jahrgängen gehöre. (lacht) Ich wollte es recht machen und habe mich impfen lassen. Ich hoffe, dass die Krankheit bald ein Ende hat.

Sie hatten ein hartes Leben. Sind Sie trotzdem zufrieden, wenn Sie zurückblicken?

Ich habe immer gearbeitet. Ich wusste, dass ich arbeiten musste, um ein Auskommen zu haben. Irgendwie ging es immer weiter. Auch nach dem Tod meines Mannes 1992. Ich bin mit meinem Leben zufrieden. Es fehlt mir nichts. Auch wenn es in all den Jahren genug traurige Momente gab. Darüber mag ich heute aber nicht mehr sprechen. Es tut gut, manches zu vergessen.

«Mir fehlten die Berge. Ich kam immer gerne nach Hause zurück. Musste ich wieder gehen, flossen Tränen.»

Anna Zenhäusern-Imesch
